

№ 25. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
von
Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein leises Beifallsgemurmel im Saale folgte dem abgehenden Chevalier Josipovic, und Margareth hörte von mancher weiblichen Lippe flüstern: „Ein hübscher Mann! Und wie edel, wie großherzig!" — „Er ist zum Verlieben!" setzten Andere mit der ganzen Naivetät von Südtirolerinnen hinzu, in denen schon das heiße Blut Italiens fließt.

Der berühmte Anwalt schien von der glänzenden Beredtsamkeit des Chevaliers, die ihm eigentlich Alles vorweggenommen hatte, was er selbst zur Vertheidigung seines Klienten hatte anführen wollen, nicht sehr erbaut; aber es war geschehen, und er mußte zu gleicher Zeit sich selbst bekennen, daß dieser Mann ein wirklich bedeutendes Rednertalent entwickelt hatte, und mit seiner ungewöhnlichen Sprachgewandtheit und Geistesschärfe ein vortrefflicher Anwalt geworden wäre. Zum Glück glaubte der Anwalt noch einen anderen Bolzen auf seiner Armbrust zu haben, mit dem er in's Schwarze zu treffen hoffte.

Jetzt wurden die ärztlichen Sachverständigen gehört, die über den Geisteszustand des Angeklagten noch einmal mündlich ihr Urtheil abzugeben und zu begründen hatten, und gerade die Erörterung dieses Punktes berührte den Baron sichtlich am unangenehmsten und peinlichsten. Er hatte Alles bisher ruhig über sich ergehen lassen, weil er mit sich und seinem Geschick fertig zu sein glaubte; aber daß man nun auch noch in seinem innersten Seelenleben herumzuwühlen und an seinem Verstande zu zweifeln suchte, brachte noch einmal Alles in ihm zum Aufruhr. Man wollte ihn also für wahnsinnig erklären? Nein, er war es nicht, er war es nie gewesen, und nun tief empört, daß man sein feinstes Empfinden antasten und ihn in Wahrheit wahnsinnig machen wollte.

Schon das Urtheil des Wiener Arztes, der bei ihm auch nicht die geringste Geistesstörung bemerken gekonnt, berührte den Baron sehr unangenehm. Was hatte man überhaupt ein sachverständiges Urtheil zu hören? Er sah darin die tiefste Beschimpfung und Demüthigung, und als nun vollends die anderen beiden heimischen Aerzte auftraten und an dem Angeklagten eine nervöse Gereiztheit bemerkt haben wollten, die leicht bis zu momentaner Geistesstörung habe übergehen können, da war es mit dem letzten Rest von Fassung bei dem Baron vorbei; in tiefer Erregung und mit todtenbleichem Antlitz erhob er sich, er wollte sprechen, aber kein Laut kam über seine zitternden Lippen, und einer Ohnmacht nahe sank er auf die Bank zurück. Nach einiger Zeit raffte er sich von Neuem auf, und mit aller Gewalt seine furchtbare Aufregung niederkämpfend, begann er mit gepreßter Stimme: „Nein, ich bin nicht geistesgestört, ich war es nie, und hätte ich dazu irgendwelche Anlagen gehabt, dann wäre ich sicher wahnsinnig geworden, als so viel Schmach und Elend über mich hereinstürmte."

Der Anwalt hatte schon bei seiner Unterredung mit dem Angeklagten darauf hingedeutet, daß er auf Grund der beiden ärztlichen Gutachten unter allen Umständen auf eine Freisprechung zu rechnen wage, und hierauf den Schwerpunkt seiner Vertheidigung legen wollen; aber die große Erregung, die sogleich der Baron zeigte, mußte ihn davon abbringen. „Kämpfen Sie für meine Unschuld, wenn Ihnen dies möglich ist, aber lassen Sie mir meinen Verstand, das Einzige, was ich noch besitze," war die heftige Antwort des unglücklichen Mannes gewesen, der ja überhaupt selbst Alles gethan hatte, um seine Sache zu verschlimmern. Seine hartnäckige Behauptung, daß er kein Versehen begangen, sondern die richtige Medicin=



Magda Irschick (Baronin Perfall). (S. 195)

flasche ergriffen habe, machte die Vertheidigung so schwierig und fast aussichtslos, dennoch wagte jetzt der Anwalt diesen Versuch. Seine Rede hatte nicht die hinreißende Wärme und Kraft des Slavoniers, aber sie war ein Meisterwerk an sorgfältiger und geschickter Zusammenstellung dessen, was für die Unschuld seines Klienten nur irgendwie zu sprechen vermochte.

Anfangs waren die Richter wie das Publikum sehr erstaunt, daß der berühmte Advokat mit solchem Eifer und solcher Entschiedenheit jeden Zweifel an dem normalen Geisteszustand des Angeklagten zurückwies und dadurch den einzigen Ausweg abschnitt, der zur Rettung des Barons führen konnte. Dieser allein warf ihm einen dankbaren Blick zu, und er athmete völlig auf, als werde er von einer großen Last befreit, daß wenigstens sein Vertheidiger für seine Zurechnungsfähigkeit auftrat. Mit logischer Schärfe suchte nun der Anwalt all' die inneren und äußeren Gründe zusammenzustellen, die ein solches Verbrechen für den Baron geradezu unmöglich gemacht. In der Seele eines Mannes, der mit seiner Frau in der glücklichsten Ehe gelebt, der noch dazu hoffen durfte, sie werde ihm jetzt einen Erben schenken, könne niemals der Gedanke erwachen, sie aus der Welt zu schaffen. Die Kriminaljustiz habe noch niemals mit einem solchen Ungeheuer zu thun gehabt, und werde auch nie damit zu thun haben. „Was sage ich — mit einem solchen Ungeheuer?" fuhr der Vertheidiger fort: „Mit einem solchen Narren und Blödsinnigen! Denn nur ein solcher wäre im Stande, durch ein ganz unerhörtes Verbrechen sein reiches tiefinneres und äußeres Glück zu vernichten. Man hat endlich den Grund in einer plötzlichen Anwandlung von Eifersucht suchen wollen; aber die maßgebendsten und wichtigsten Zeugen stimmen darin überein, daß in der Seele dieses Mannes auch niemals das kleinste Körnchen von Neid aufgekeimt, und das wahrhaft ideale, wahrhaft bewunderungswürdige schöne Verhältniß der beiden Männer, die innige, wandellose Freundschaft, die sie heute noch verbindet, und von der wir soeben den rührendsten Beweis erhalten haben, gibt am besten davon Kunde, wie völlig unhaltbar gerade diese Annahme ist. Eine Zeugin ist freilich aufgetreten, die diese Eifersucht des Angeklagten behauptet hat und sogar allen anderen glaubwürdigen Zeugen zum Trotze von einer unglücklichen Ehe wissen will. Wer ist diese Zeugin? Eine Italienerin, eine ehemalige Kammerjungfer der Baronin Ehrenreich, die von ihrem Herrn entlassen worden ist. Sollte das giftige Geschwätz dieser Person im Stande sein, die Behauptungen zahlreicher ehrenwerther Menschen zu widerlegen? Aber ich komme auf diese sehr merkwürdige Zeugin noch einmal zurück," fügte der Anwalt mit einem eigenthümlichen, geheimnißvollen Lächeln hinzu und nun ging er auf Erörterung des eigentlichen Thatbestandes selbst über.

„Meine Herren, lassen wir noch einmal jenen verhängnißvollen Abend an uns vorüberziehen, wie er uns bis in die kleinsten Einzelheiten durch die Verhandlung bekannt geworden ist," begann der Vertheidiger nach einer kurzen Pause von Neuem. „Der Baron kommt eben von einer Spazierfahrt auf dem See nach Hause, die er mit seiner Gattin und theueren Freunden unternommen hat. Die Frau klagt über Unwohlsein, und der Herr Baron eilt in sein Laboratorium, der Erkrankten eine selbst bereitete Medicin zu holen, die ihr bei ähnlichen Gelegenheiten stets gute Dienste gethan hat. Sein Freund begleitet ihn, kostet sogar die Medicin, und weder ihm noch der Baronin ist dieser Trank irgendwie gefährlich. Erst als der Baron für seine Gattin ein zweites Glas aus derselben Flasche einschenkt, verwandelt sich plötzlich die harmlose Medicin in ein heimtückisches, höchst gefährliches Gift, das den Tod der unglücklichen Frau herbeiführt. Wie leicht wäre es für den Baron gewesen, sich eines Versehens anzuklagen, das er in der Hast und Aufregung begangen; er hat es nicht gethan und damit allein schon die Ehrenhaftigkeit seines Charakters und die Größe seines Geistes bewiesen. Mit Entschiedenheit weist er jeden Gedanken zurück, daß er selbst nur aus Versehen das Leben seiner angebeteten Frau auf das Spiel gesetzt haben könne, und ich thue es ebenso entschieden. Ein Versehen, ein Irrthum seitens meines Klienten ist nach meiner tiefsten Ueberzeugung völlig ausgeschlossen!"

Der Vertheidiger hatte die letzten schwerwiegenden Worte mit starker Betonung ausgesprochen, und sie erregten sowohl bei den Richtern und Geschworenen, wie beim Publikum kein geringes Aufsehen. Mit dieser so bestimmt ausgesprochenen Erklärung war ja die letzte Brücke abgebrochen, die den Angeklagten etwa noch zu retten vermochte. Jetzt mußte sicher seine Verurtheilung erfolgen, und man begriff den berühmten Anwalt nicht, der in diesem Falle ein so merkwürdiges Ungeschick bewies. Nur der Baron selbst schien durch die letzten Worte seines Vertheidigers angenehm berührt zu werden; in seinen Augen zeigte sich ein schwacher Glanz, und er sagte leise und mit großer Wärme: „Ich danke Ihnen! O, ich danke Ihnen!"

Der Advokat beachtete diesen Zuspruch nicht weiter, er hatte sich absichtlich eine kleine Pause gestattet, als wolle er die Wirkung seiner Rede recht nachhaltig machen und sie beobachten, und er lächelte zufrieden vor sich hin. Selbst seine glänzendste Vertheidigung hatte noch niemals einen solchen Eindruck hervorgerufen, wie jetzt seine Erklärung, die sichtlich die Sache seines Klienten nur verschlimmern mußte

„Während der unbestimmten Zeit, die zwischen dem Eingießen des ersten und zweiten Glases verlaufen ist," begann jetzt der Anwalt von Neuem, „hat sich also die Medicin in Gift verwandelt. Soweit der dunkle Fall bisher erörtert worden, sind nur zwei Menschen mit der Medicinflasche in Berührung gekommen — der Baron selbst und sein Freund Josipovic. Bei Beiden sprechen die überzeugendsten inneren und äußeren Gründe dafür, daß sie diese unerhörte Giftmischerei nicht begangen haben. Der Angeklagte konnte nicht seine Gattin aus dem Wege räumen wollen, nicht jetzt, wo sie ihm einen Sprößling schenken sollte — das ist gegen alle Gesetze der Natur, der Menschlichkeit, und für seinen Freund trifft dasselbe zu. Zum Ueberfluß hat auch der Baron ganz entschieden erklärt, daß Chevalier Josipovic gar nicht in der Lage gewesen sei, das Gift heimlich in die Flasche praktiziren zu können, denn er selbst habe sie nicht aus den Händen gelassen. Wenn es unmöglich ist, diese beiden Männer des grauenhaften Verbrechens zu bezüchtigen, dann müssen wir uns nach einer dritten Person umsehen, welche die That begangen haben kann!"

Bei diesen Worten schwieg der Advakat wieder und blickte mit einem etwas geheimnißvollen, triumphirenden Blick auf die erstaunte Versammlung. Selbst Richter und Geschworene zeigten die größte Ueberraschung und folgten gespannt und voll Erwartung den weiteren Auseinandersetzungen des Anwaltes, der damit nicht zögerte. „Diese Person ist meines Bedünkens bereits gefunden," fuhr der Vertheidiger mit erhobener Stimme fort, und dies Wort erregte die allgemeinste Sensation. „Enrichetta Polsini hat sich durch ihr Betragen die Unzufriedenheit des Barons zugezogen, er droht ihr die Entlassung an, wenn die Sache noch einmal vorkommt;" fuhr der Anwalt nach einer geschickten Kunstpause fort: „er dringt dann bei seiner Gattin darauf, daß die Kammerjungfer nun auch wirklich ihre Entlassung erhalten soll. Enrichetta müßte nicht eine Kammerjungfer und noch dazu eine Italienerin sein, um nicht in ihrer Brust heimlich Gefühle des bittersten Hasses und der Rachsucht gegen einen Mann zu hegen, der sie aus ihrer höchst angenehmen Stellung bringt, denn sie hat selbst zugestanden, daß die Baronin für sie eine überaus gütige Herrin gewesen sei. Je näher der Zeitpunkt kommt, wo sie das Haus verlassen soll, desto mehr wächst ihr Groll gegen den Baron, und sie lauert nur auf den Augenblick, wo sie die schwere Kränkung heimzahlen kann, die er ihr zugefügt. An jenem unseligen Abend hat sie mit ihren feinen Kammerjungferohren Alles erlauscht, sie hört, daß der Baron seiner erkrankten Gemahlin eine Medicin bringt, und damit nach einiger Zeit wiederkommen will. Nun hat die Stunde der Rache geschlagen. Es ist ihr gelungen, sich heimlich Gift zu verschaffen, vielleicht hat sie es schon lange bei sich geführt, um bei günstiger Gelegenheit den bitter gehaßten Mann selbst zu beseitigen — eine solche Gelegenheit hat sich leider für die heißblütige Italienerin nicht finden wollen, und nun blitzt ihr ein anderer heimtückischer Gedanke durch das unruhige Hirn. Wie, wenn sie jetzt ihre Herrin vergiftete, um die furchtbare That auf den Baron zu wälzen? Sie darf ja nur in das Laboratorium heimlich schleichen und das Gift in die Flasche werfen, aus der ihr Herr die Medicin genommen hat. Mit der Spionirlust eines echten Kammerkätzchens weiß sie, welche Medicin der Baron in solchen Krankheitsfällen anwendet und hat, das Ohr am Schlüsselloch der benachbarten Thüre, jedes Wort erlauscht — das ist der günstigste Augenblick zur furchtbarsten Rache, der nie mehr wiederkommt! Mit großer Umsicht und Schlauheit weiß sie sich unbemerkt in das Laboratorium zu schleichen, sie kann von ihrem Zimmer aus sehr leicht dahin gelangen. Der Medicinschrank steht offen, sie entdeckt die Flasche, die ihr von früheren Gelegenheiten her schon bekannt ist, sie wirft auf gut Glück ihr Gift hinein und gelangt in ihr Zimmer zurück, ohne daß nur Jemand von ihrem schändlichen Streich die geringste Ahnung hat. Auf sie fällt nicht der Schatten eines Verdachtes, und in der edlen, arglosen Seele des Barons selbst erwacht nicht ein einziges Mal auch nur entfernt der Gedanke, daß diese Italienerin, von blinder Rachsucht getrieben, die That begangen haben könne, er zermartert sich lieber vergeblich den Kopf, wie es möglich geworden, daß seine unschuldige Medicin sich plötzlich in ein furchtbares Gift verwandelt hat, welches ihm seine angebetete Gattin entrissen!"

„Bei Gott, er hat Recht, so muß es gewesen sein!" rief der Baron, der in athemloser Spannung der Auseinandersetzung des Anwalts gefolgt war und in seiner Erregung nicht länger an sich halten konnte. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Da war mit einem Schlage das dunkle Räthsel gelöst, und die Urheberin des furchtbaren Verbrechens entdeckt! Ja, der berühmte Vertheidiger hatte nur zu wahr gesprochen, der Baron selbst wäre nie auf den Gedanken gekommen, in der Italienerin die Schändliche zu suchen, die ihrer gütigen Herrin nach dem Leben getrachtet, nur um sich an deren Gemahl rächen zu können, und doch mußte es so sein, damit war Alles erklärt, und der bisher undurchdringliche Schleier zerrissen, der auf dem dunklen Vorgange geruht hatte.

Auf Richter und Geschworene wie auf das Publikum machte die Rede des berühmten Anwaltes ebenfalls den tiefsten Eindruck, und Mancher wiederholte sich im Stillen den Ausruf des Angeklagten: „Er hat Recht, so muß es gewesen sein!" Es erschien den Meisten kaum noch eine Frage, daß die Italienerin allein die Schuldige sei, und man begriff nicht, wie sich

nicht längst der Verdacht auf dies Geschöpf gerichtet habe. Bei ihr allein war ein Beweggrund zu dem schändlichen Verbrechen zu finden, die elendeste Rachsucht hatte sie angetrieben, ihre Herrin zu vergiften, um den heimlich und tiefgehaßten Baron desto härter zu treffen, desto sicherer zu vernichten. Selbst der Staatsanwalt schien sich dieser Anschauung anschließen zu wollen, denn er beantragte, Enrichetta Polsini sofort vor die Schranken des Schwurgerichtes zu laden, um sie noch einmal zu vernehmen, und bis dahin die Sitzung zu vertagen.

10.

Schon nach einer Stunde konnte die Verhandlung wieder aufgenommen werden, denn die Italienerin hatte Trient noch gar nicht verlassen und sich in der Nähe des Gerichtsgebäudes befunden. Sie wurde rasch entdeckt und zurückgebracht.

Als die Kammerjungfer in den Saal trat, richteten sich auf sie die Augen Aller voll gespannter Erwartung. Mit der den Italienerinnen eigenthümlichen scharfen Auffassung für Aeußerlichkeiten bemerkte Enrichetta sogleich, daß die Stimmung der Anwesenden gegen sie eine ganz andere geworden war, daß man sie bereits mit Zeichen des Mißtrauens betrachtete, und als sie jetzt auch in der Anrede des Präsidenten einen weit schärferen, trockenen Ton heraushorchte, da sank ihr vollends der Muth, eine grenzenlose Unruhe bemächtigte sich ihrer, die sie vergeblich zu unterdrücken suchte. Ihre kecke, sichere Haltung, mit der sie gestern hier als Zeugin gestanden hatte, war plötzlich dahin.

„Wir haben Sie rufen lassen," begann der Vorsitzende, „damit Sie uns noch einmal Ihr Wissen von der Sache wahrheitsgetreu berichten," und der hohe Beamte sprach das Wort „wahrheitsgetreu" mit ganz besonderer Betonung aus.

Die Italienerin ließ ihre Blicke etwas unruhig über die Richter und Geschworenen hinwegschweifen, dann raffte sie sich zusammen und antwortete mit etwas erkünstelter Sicherheit: „Ich bitte, mich zu fragen, Herr Präsident, was Sie noch wissen wollen."

„Erzählen Sie uns noch einmal im Zusammenhange, was Ihnen Ihre Herrin anvertraut hat und was Sie alles von der Unterhaltung der beiden Ehegatten erlauscht haben."

Die Kammerjungfer begann, anfangs etwas stockend, zuletzt wieder mit geläufiger Zunge, aber kaum hatte sie von den Klagen berichtet, in denen sich die Baronin über ihren Gemahl ergangen, da rief der Baron mit lauter Stimme und mit allen Zeichen sittlicher Empörung dazwischen: „Das ist eine elende Lüge! Selbst wenn unsere Ehe nur ein Wölkchen getrübt hätte, würde sich meine Frau niemals darüber gegen ihre Kammerjungfer ausgesprochen haben, dazu war sie doch eine viel zu vornehme Natur."

Baron Ehrenreich war wie verwandelt. Mit der Rede des Vertheidigers, die plötzlich, überraschend, Allen den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Verbrechen in die Hände gedrückt, hatte er die Schnellkraft seines Geistes wiedergewonnen. Jetzt wollte er nicht länger müde und hoffnungslos Alles über sich ergehen und diese Elende triumphiren lassen, die seine Gattin getödtet, nur um ihn desto sicherer zu vernichten. Die Schändlichkeit war zu groß, zu unerhört; er mußte sich endlich zur Wehr setzen und Diejenige der gerechten Strafe zu überliefern suchen, die allein die Schuldige sein konnte. Deshalb wollte er auch nicht länger schweigen, wie er es bei ihrer ersten Aussage in seiner stumpfen, gedrückten Stimmung gethan hatte; er mußte das Lügengewebe dieses teuflischen Geschöpfes zerreißen, das er jetzt so bitter haßte, wie er nur zu hassen vermochte.

Die Rollen waren plötzlich wie ausgetauscht; aus dem Angeklagten war unerwartet ein Zeuge geworden, der muthig und mit dem ganzen Schwergewicht, das die Wahrheit gewährt, gegen heimtückische Lüge zu Felde zog, und die frühere Zeugin stand wie eine Angeklagte dort, die den zornigen, empörten Blick ihres früheren Herrn nicht auszuhalten vermochte, den ihr derselbe zuschleuderte.

„Nein, ich lüge nicht, es ist die Wahrheit," sagte die Kammerjungfer, aber die Worte kamen nicht mehr so keck und sicher wie gestern über ihre Lippen.

„Bei meiner Ehre, bei Allem, was mir heilig und theuer ist, behaupte ich, daß diese Person schändlich gelogen hat," entgegnete der Baron und legte zur Betheuerung seine Rechte auf die Brust. Er hatte sich hoch aufgerichtet, seine Augen glänzten, und aus seinem ganzen Wesen sprach eine geistige Hoheit und vornehme Ruhe, die jeden Zweifel an der Wahrheit seiner Worte ersticken mußte. Dieser Mann war eine eigenthümlich zusammengesetzte Natur, von der einen Seite ein Idealist und Schwärmer, von der anderen vielleicht ein Mensch, der nicht frei von schauspielerischen Neigungen und Selbstbespiegelung war; aber diese Ueberzeugung mußte doch Jeder gewonnen haben, daß er im innersten Grunde zu vornehm und edel sei, um sich zu einer Lüge herabzulassen. Wie leicht wäre es ihm während dieser ganzen Verhandlung gewesen, dadurch seine Lage bedeutend zu verbessern.

Die Worte des Barons machten auch wirklich auf alle Anwesenden einen bedeutenden und überzeugenden Eindruck; selbst die Italienerin war davon wie niedergeschmettert, sie verlor den letzten Rest von kecker, sicherer Haltung, zu dem sie sich noch aufgerafft hatte, sie schlug die Augen nieder und wagte sie nicht zu erheben, als sie unsicher und schwankend entgegnete: „Nein, nein, ich habe nicht gelogen."

„Doch, Elende! Wage nicht, den reinen, edlen Charakter meiner armen Gattin anzutasten, die Deine Schändlichkeit allein in den Tod geführt hat."

Bei diesen Worten, die von dem Baron heftig und zürnend ausgesprochen wurden, zuckte die Kammerjungfer zusammen; sie erhob die Augen und rief erschrocken, während sie am ganzen Leibe zu zittern begann: „O, Herr Baron! Was sagen Sie? Ich, ich —" Mehr vermochte sie nicht hervorzubringen, die Angst schien ihr die Kehle zuzuschnüren.

„Ich sage, daß Du allein es gewesen bist, die das Gift heimlich in die Flasche befördert hat und daß endlich Dein unerhörtes Verbrechen an das Licht gekommen ist."

„Misericordia! Das hab' ich nicht gethan!" rief Enrichetta ganz verzweifelt aus. Sie hatte jetzt alle Fassung verloren, der Schlag war für sie zu unerwartet gekommen, und nun schlug ihre frühere Keckheit in das Gegentheil um. Die Gefahr, die ihr plötzlich drohte, schien ihr alle ruhige Besinnung zu rauben, in ihrer Phantasie sah sie sich bereits im Gefängniß, ja, als Mörderin ihrer Herrin auf's Schaffot geschleppt, und dies Schreckbild jagte sie in eine Todesangst, daß sie die Fähigkeit, sich ruhig zu vertheidigen, völlig verlor.

„Herr Baron, ich bitte Sie, mir jetzt das weitere Verhör zu überlassen," wandte sich der Präsident sehr höflich zu Ehrenreich, und die Art und Weise, wie er mit ihm sprach, bewies am besten, daß er in ihm nicht mehr einen Angeklagten sah.

„Verzeihen Sie meine Erregung, Herr Präsident!" sagte der Baron, sich tief verbeugend, „aber ich habe durch diese Lügnerin zu furchtbar gelitten, sie hat mich in ihrer Rachsucht zu hart getroffen, daß wohl mein erregtes Auftreten einige Entschuldigung verdient."

Der Vorsitzende nickte zustimmend mit dem Kopfe und richtete jetzt an Enrichetta die Frage: „Geben Sie zu, daß Sie gelogen haben und daß all' Ihre Angaben nur auf Erfindung beruhen?" und er heftete dabei seine Augen scharf und durchdringend auf die Italienerin.

Anstatt darauf direkt zu antworten, entgegnete die Italienerin, der nur die drohende Gefahr vor Augen schwebte, jetzt selber als Mörderin angeklagt zu werden: „Ich bin wahrhaftig unschuldig, ich weiß nichts von dem Gift."

„Es handelt sich zunächst nicht darum," erwiederte der Präsident. „Alle Zeugen, selbst diejenigen, die Jahre lang in dem Hause des Barons gelebt haben und mit seinem Familienleben innig vertraut sind, haben übereinstimmend und mit großer Sicherheit bekundet, daß die Ehe des Barons Ehrenreich außerordentlich friedlich und glücklich gewesen, daß die Baronin zu allen Zeiten dies selbst bekannt habe. Es scheint daher in der That sehr eigenthümlich und höchst zweifelhaft, daß eine Frau von der geistigen Bildung und dem Range der Baronin Ehrenreich Ihnen hätte solche Mittheilungen machen sollen, zu denen sie auch nicht die geringste Veranlassung hatte. Es liegt also der dringende Verdacht vor, daß Ihre ganze Aussage auf Erfindung beruht!" Der Vorsitzende hatte das Alles so ernst, so eindringlich gesprochen, daß die Italienerin davon wie vernichtet war, keinen Widerspruch zu erheben wagte und, die Blicke zu Boden geheftet, muth- und rathlos vor sich hin starrte.

„Sie schweigen, Sie haben keine Antwort dafür und bekennen also, daß Ihr Zeugniß auf Lüge beruht?"

„Nein, nein," stammelte sie verwirrt und streckte die Hände abwehrend aus; aber mehr vermochte sie nicht hervorzubringen.

„Dann wiederholen Sie Ihre Aussage; aber verwickeln Sie sich nicht in Widersprüche," ermahnte der Präsident sehr ernst.

„Ich kann es nicht — ich kann es nicht! O, mein Kopf! Ich bin ganz verwirrt!"

(Fortsetzung folgt.)

Magda Irschick.

(Mit Porträt auf Seite 193.)

Unter den deutschen dramatischen Künstlerinnen der Gegenwart, welche bestrebt sind, die Gestalten der höheren Tragödie in würdiger Weise zu verkörpern, verdient die Schauspielerin, deren Porträt wir den Lesern auf S. 193 vorführen, Frau Magda Irschick (Baronin Perfall) mit Auszeichnung genannt zu werden. Die Künstlerin ist im Jahre 1849 zu Wien geboren, trat zuerst auf dem Wiener Hofburgtheater in kleineren Rollen auf, bildete sich dann am Hamburger Thaliatheater weiter aus und feierte ihre ersten größeren Triumphe in der Neuen Welt an der Seite Dawison's, der sie aufgefordert hatte, an seiner amerikanischen Gastspielreise theilzunehmen. Sie blieb nach Dawison's Heimreise noch drei Jahre in New-York, nahm nach ihrer Rückkehr zuerst ein Engagement in Königsberg und sodann in Köln an, bis sie nach Klara Ziegler's Ausscheiden an das Münchener Hoftheater berufen wurde. 1877 vermählte sich Magda Irschick mit Baron Perfall, einem Neffen des Münchener Hoftheater-Intendanten, in dessen Begleitung sie im folgenden Jahre eine zweite Reise nach Amerika antrat, die ihr wiederum eine begeisterte Aufnahme Seitens des dortigen Publikums und zahlreiche Ovationen brachte. Heimgekehrt unternahm sie eine Gastspielreise durch Deutschland, ließ sich bis Januar 1883 dauernd an das Leipziger Stadttheater fesseln, zog zum dritten Mal über den Ocean und gastirt gegenwärtig wieder in deutschen und schweizerischen Städten. Die Künstlerin besitzt das Aeußere einer echten Heroine und ein klangvolles Organ; besondere Anerkennung verdient die geistige Vertiefung und Durchdringung der von ihr dargestellten Charaktere und die hinreißende Kraft ihres Spiels in den dramatisch erregten Scenen.

Der Gottesdienst auf den Spreekähnen in Berlin.

(Mit Abbildung.)

Berlin hat eine nicht unbedeutende „schwimmende Bevölkerung", denn die Spree trägt Tausende von mächtigen Kähnen, welche Baumaterialien, Ziegelsteine, Brennholz, Kohlen, Torf, Obst u. s. w. aus allen Theilen der Monarchie herbeibringen. Jeder Spreekahn hat außer dem Schiffer, der meist zugleich Eigenthümer des Fahrzeuges, eine Besatzung von mehreren Schiffsknechten, deren Leben zwischen sehr harter Arbeit in der Woche und Excessen am Sonntag zu verlaufen pflegt. Auf diese Leute hat sich neuerdings die Aufmerksamkeit der Berliner Stadtmission gelenkt, und da erfahrungsmäßig die Spreeschiffer zum Kirchenbesuch nicht leicht zu bewegen sind, so hält allsonntäglich während der warmen Jahreszeit ein Stadtmissionar Gottesdienst auf den Spreekähnen unter freiem Himmel (siehe die Abbildung). Ein von einem ehemaligen Dragonertrompeter geblasenes Signal ruft die Andächtigen herbei, die sich auf einem der Spreekähne sammeln. Dann besteigt der Stadtmissionar das Verdeck der Kajüte und hält, nachdem ein Lied gesungen worden, eine kurze Ansprache in einfachen, dem Verständniß seiner Zuhörer angemessenen Worten. Diese lauschen meist aufmerksam dem Vortrage, finden sich gern dazu ein, und auch von Seiten der am Ufer oder auf den Brücken stehen bleibenden Neugierigen haben sich bisher keinerlei bemerkenswerthe Störungen ergeben, so daß also diese öffentlichen Predigten als wohl angebracht erscheinen.

Ein Audienztag in der Hofburg zu Wien.

(Mit Bild auf Seite 197.)

Den schönsten Theil der Wiener Hofburg bildet die sogenannte Reichskanzlei, in deren Halbstock sich das Hof- und Staatsarchiv befindet, während im ersten Stock die Wohnräume des Kaisers Franz Joseph I. liegen. Vor diesem Theil der Hofburg gewahrt man im Frühling, Herbst und Winter an einem oder zwei bestimmten Tagen der Woche, während des Sommers dagegen nur zeitweilig, ein besonders reges Leben und Treiben. Es ist dann nämlich Audienztag, an welchem die Unterthanen des Kaisers vom höchsten bis zum niedrigsten auf vorherige Anmeldung und Anfrage Zutritt bei dem Monarchen erhalten können. Zahlreiche Wagen fahren vor (siehe Skizze 2 auf 197), dann kommen zu Fuß Militärs und Beamte, Herren im schwarzen Frack, Geistliche, Landleute, kurzum Personen aus allen Ständen und aus allen Theilen des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches. Skizze 1 versetzt uns in den Vorsaal des Audienzzimmers, wo zwei Leibgardisten an der zu letzterem führenden Thür Wache halten. Unsere Skizze 3 stellt eine Deputation aus Steiermark vor dem Kaiser dar, die gekommen ist, um während eines Nothstandes um Verminderung oder Erlaß der Steuern und Abgaben für die Bedrängten zu bitten. Der Kaiser empfängt Alle, die zur Audienz zugelassen werden, stehend, in einfacher Uniform, und nimmt persönlich ihre Bittschriften und Gesuche entgegen. Wenn er es vermag, so erfüllt er die ihm vorgetragenen Bitten, nachdem er die erforderlichen Auskünfte über den Gegenstand oder die Personen von seinen Ministern empfangen, und gewöhnlich verweist der Monarch, wo es nöthig ist, gleich auf den gebotenen Erledigungsgang. Jeder der schlichten Landbewohner aus den steirischen Bergen wird sein Leben lang an diese ihm widerfahrene Ehre, dem Kaiser nahen zu dürfen, denken und daheim begeistert erzählen, wie gütig und herablassend der Monarch gewesen sei.



Gottesdienst auf Spreekähnen in Berlin.

Im Höhlentempel von Katmandu.

Erzählung aus Indien.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Ich war auf der Rückreise von Indien nach England begriffen, mein Herz war voll von den mit jugendlichem Enthusiasmus aufgenommenen Eindrücken des Wunderlandes, und ich freute mich wie ein Kind auf den Augenblick, wo ich daheim von Allem, was ich geschaut, würde erzählen können. An Bord des „Orion" selbst nämlich fand ich wenig Gelegenheit, meine Eindrücke zu schildern. Die Passagiere waren ausnahmslos ältere Kaufherren oder Offiziere der ostindischen Armee, welche einmal wieder Englands frische Luft athmen wollten, und wenig Lust hatten, sich über Dinge vorschwärmen zu lassen, die ja „gottlob" vorläufig hinter ihnen lagen.

Nur ein jüngerer Offizier, Sir James Gardiner, war nicht ganz so indienmüde wie die übrigen. Sir Gardiner reiste nach London, um seine junge Frau abzuholen, die er nach England hatte senden müssen, da ihre Gesundheit einer Erholung dringend bedurfte. Er zeigte mir ihre Photographie: ein feines Gesichtchen mit klugen Augen und einem etwas schwermüthigen Lächeln um die Lippen.

Nur einen halben Tag noch und wir landeten in Suez an. Kapitän Gardiner und ich waren Frühaufsteher. Wenn der Steward uns um sechs Uhr geweckt hatte, fanden wir uns bald auf dem Deck ein und rauchten an einer kühlen Stelle unsere Morgencigarre.

Der Kapitän hatte mir an jenem Tage vor Suez erzählt, wie er vor fünf Jahren noch die langweilige Fahrt um das Kap der guten Hoffnung hätte machen müssen und ging dann auf indische Verhältnisse über. „Ich habe schon oft lächeln müssen," sagte er, „wenn Sie immer wieder eine Hymne auf Indien anstimmten, aber ich mochte Sie nie unterbrechen, in Allem, was Sie sagen, ist ja ein wahrer Kern: Indien ist ein Wunderland, nur darf man den Schatten nicht übersehen neben den Lichtstrahlen. Ich habe es erfahren, was heute noch in Indien möglich ist — aber es ist besser, ich erzähle Ihnen eine Episode aus meinen Erfahrungen, die tief in mein Schicksal eingegriffen hat. —

„Bis nach Nepal hinauf sind Sie wohl nicht gedrungen?" begann Gardiner nach einer kurzen Pause, in der ich ihn meiner gespanntesten Aufmerksamkeit versichert hatte, „schade, sehr



Ein Audienztag in der Hofburg zu Wien. (S. 196)

1. Im Vorsaal zum Audienzzimmer. 2. Die Auffahrt an der Reichskanzlei. 3. Deputation steirischer Bauern vor dem Kaiser.

schade, denn sie würden ein Alpenland kennen gelernt haben, gegen dessen Reize unsere Schweiz zurücktreten muß. Es ist freilich ein unbequemer Weg nach dem schönen Katmandu, der Hauptstadt von Nepal, und es werden wohl noch einige Jahrzehnte vergehen, ehe die Lokomotive bis dorthin sich ihren Weg gebahnt hat. Nepal ist, wie Sie wissen, ein sogenannter ‚unabhängiger Staat', schon zu Anfang unseres Jahrhunderts haben wir aber seine westlichen Grenzen arg beschnitten, und der Unabhängigkeit würde wohl überhaupt ein Ende gemacht sein, wenn nicht der Radschah Dschang Bahadur, der gegenwärtige Fürst des Landes, sich durch sein Verhalten während des Aufstandes 1857 bei unserer Regierung einen Stein im Brett erobert hätte. Kurz und gut, Nepal erfreut sich seiner Unabhängigkeit, was nicht hindert, daß in Katmandu einer unserer Residenten mit einem Detachement Sepoys seinen Sitz hat, während andererseits alle fünf Jahre eine Gesandtschaft nach China abgeschickt wird, um die Versicherungen tiefster Unterthänigkeit dem Herrscher dieses Reiches zu Füßen zu legen.

Vor drei Jahren war ich stark angegriffen durch das tropische Klima und benutzte gern eine Gelegenheit, mich zu dem Detachement nach Katmandu versetzen zu lassen, weil die hohe Lage der Nepal'schen Metropole ihr den Ruf einer wahren Gesundheitsstation verschafft hat. Ich traf es noch besser, als ich erwartet hatte. Der Resident war ein fein gebildeter Mann; mein unmittelbarer Vorgesetzter, Major Mac Gregor, empfing mich mit Wohlwollen und führte mich sofort in seine Häuslichkeit ein, die dem alten Wittwer Dank der Fürsorge seiner jugendlichen Tochter Alles ersetzte, was er im Gegensatz zu Kalkutta hätte entbehren können — genug, die Einsamkeit brauchte ich nicht so sehr zu fürchten. Katmandu selbst bot mir eine Fülle neuer Eindrücke. In der Stadt selbst machen sich neben prächtigen, dem Wischnu oder Siwa geweihten Tempeln schon buddhistische Wiharas bemerkbar, und in den Gärten werden neben den Wundern der indischen Vegetation die originellen Zwergbäumchen des Reiches der Mitte gezüchtet. Auch das Verhältniß zu dem Radschah Dschang Bahadur war ein angenehmes, ich hatte sogar zeitweise die Ehre, dem Thronfolger einigen Unterricht über europäisches Kriegswesen zu ertheilen.

Kurz und gut, als ich drei Monate in Katmandu war, fühlte ich mich daselbst so wohl, daß ich mit Unbehagen an das Ende meines Kommando's dachte. Es hatte das freilich noch eine besondere Ursache: ich war bis über die Ohren in Miß Elly, die Tochter meines Majors, verliebt, und ich fühlte, daß auch ich ihr nicht unangenehm sei.

Es waren herrliche Tage. Der Dienst war gering, ich konnte meist schon früh nach dem Hause des Majors hinüber gehen und war fast ständiger Genosse an der Frühstückstafel. Dann ritten Elly und ich hinaus in die reizende Umgegend, ab und zu begleitete uns wohl auch der Major, und erst wenn die Sonne sich ernstlich meldete, kehrten wir zurück und trennten uns, um am Abende wieder bei dem Major zu einem Plauderstündchen zusammen zu treffen. Miß Elly kannte die Umgegend ganz genau, und es machte ihr Freude, mich überall herum zu führen und mir alle Schönheiten des Landes zu zeigen.

Als ich Miß Elly dann eines Tages neckte, daß ihre Wissenschaft nun wohl zu Ende sei, lachte sie: „Oho, ich werde Sie morgen an einen Ort führen, den Sie noch nicht kennen, wo Sie außerdem die Ehre haben sollen, meinen treuesten Anbeter zu begrüßen."

Es war in der That ein reizender Weg den wir am nächsten Morgen einschlugen, und ich wunderte mich um so mehr, daß das romantische Thal mir bisher entgangen war, da dasselbe unmittelbar hinter dem Garten des Majors begann. Wir hatten die Pferde zurückgelassen, denn Elly erklärte, der Weg sei nur für Fußgänger eingerichtet; der Pfad verengte sich auch, hart an einem schäumenden Gebirgsbach hinführend, bald so, daß wir nur hinter einander herschreiten konnten.

Endlich wandte sich Miß Elly zu mir um: „Wir kommen nun gleich zu meinem ‚Anbeter', und ich bitte mir aus, daß Sie nicht eifersüchtig werden, Sir Gardiner. Ich war Wochen lang nicht hier oben, und er hat dies sicher tief empfunden; ich sah ihn neulich ganz verzweifelt um das Gitter unseres Gartens herumspähen."

„Aber, Miß Elly, von wem sprechen Sie eigentlich?"

„Geduld, Sir — da sind wir ja schon."

Das Thal erweiterte sich plötzlich, aber die Felswände selbst flachten sich nicht ab, sondern sie stiegen an beiden Thalrändern fast senkrecht gen Himmel, und der Gebirgsbach stürzte drüben in wilden Kaskaden den Hang herab — das Ganze schien mir der ausgetrocknete Kessel eines See's zu sein. Auf unserem Ufer erblickte man den Eingang zu einem jener Höhlentempel, die man in der Einsamkeit dieser indischen Bergthäler nicht selten findet.

Wir hatten uns dem etwas verfallenen Thore des Tempels bis auf zwanzig Schritte genähert, als plötzlich eine jugendliche Gestalt im Gewande eines Siwapriesters aus dem Halbdunkel des Inneren auftauchte und zum Gruß die Hände hob. Sollte das Elly's „Anbeter" sein? Der Siwait sah wahrhaftig gar nicht so übel aus, aus seinem etwas hageren, edel geschnittenen Gesicht sprach Klugheit, seine Augen glichen Feuerkohlen.

Elly schien ganz vertraut mit dem Priester des wilden Siwakultus.*) „Guten Morgen, Radhapura," rief sie ihm zu, „ich habe mich lange nicht sehen lassen. Du hast mich freilich wohl kaum vermißt?"

Es klang vorwurfsvoll, als dieser, die Rechte auf's Herz legend, entgegnete: „Ob Radhapura die Lotosblume vermißte? Seine Freude, Dich zu sehen, zeigt es wohl deutlich genug."

Der Siwait sprach leidlich englisch, er machte überhaupt einen ganz weltmännischen Eindruck, als er jetzt, sich verneigend, die Pforte aufstieß und uns einzutreten aufforderte. Dabei schien es mir, als streiften seine Augen nicht allzu freundlich meine Wenigkeit.

Der innere Tempelraum war ebenso großartig, als seltsam und fremdartig. Dem Thore gegenüber stand der überlebensgroße Siwa, als Attribut den Dreizack in der Hand, dagegen wies der Skulpturenschmuck der Säulen und Wände auf die Erbauer des Höhlentempels hin, denn Hunderte von Menschen-, Thier- und Götterfiguren versinnbildlichten die Dogmen der erhabenen Religion des Buddha, der sechshundert Jahre vor unserer Zeitrechnung dem indischen Volke die Lehre von der Erlösung gepredigt hat. Jetzt freilich waren seine Jünger längst aus diesen Räumen vertrieben und anstatt des Standbildes des „Erleuchteten", mit dem Lächeln der Menschenliebe auf dem Angesichte, thronte hier die Statue Siwa's, des Zerstörers.

Der Siwapriester führte uns in den Räumen des Tempels umher, und ich bemerkte, wie sein glühendes Auge unverwandt an Elly hing. Gesprochen wurde wenig, selbst der Abschied war fast wortlos, nur Miß Elly sagte freundlich: „Auf Wiedersehen, Radhapura." Dann wandte sie sich nochmals zurück und winkte dem Priester einen Abschiedsgruß zu, so daß ich lachend, aber doch ein wenig verstimmt, meinte: „Miß Elly, ich werde Ihrem Herrn Vater diese verfängliche Geschichte doch nicht verschweigen dürfen; Sie begünstigen Ihren ‚Anbeter' so auffallend, daß man wirklich neidisch werden könnte."

Sie warf schmollend die Lippen auf. „Ganz nach Belieben, mein Herr. Ich verhehle gar nicht, daß ich meinen Anbeter sehr schätze."

Ich war in der That über diese Abfertigung etwas ärgerlich, bis sie sich plötzlich umdrehte und mich anlachte. „Seien Sie nicht komisch, ich fühle nur Theilnahme für den Mann. Sie müssen wissen, Radhapura ist kein gewöhnlicher Priester, er hat dem Vater und mir einst sein tragisches Schicksal erzählt. Als zweiter Sohn eines einheimischen Fürsten hatte er, als sein Bruder die Regierung antrat, infolge von Intrigen nur die Wahl, eingekerkert zu werden, oder als Siwapriester in die Verbannung zu gehen."

„Mir würde an Ihrer Stelle die so offen zur Schau getragene Verehrung dieses unglücklichen Prinzen peinlich sein, Miß Elly," warf ich ein. „Mir gefällt dieser Priester überhaupt nicht, der es offenbar nach Ihrer Erzählung mit der Ausübung der Pflichten seines heiligen Berufes nicht ernst nehmen kann."

„Haben Sie in der Seele Radhapura's gelesen?" entgegnete das Mädchen vorwurfsvoll. „Ich kann Ihnen nur wiederholen, ich habe das innigste Mitleid mit ihm, und was seine Verehrung für meine unbedeutende Person anbetrifft, so ist sie sehr ungefährlicher Natur. Radhapura ist viel zu bescheiden, um mir lästig zu fallen. Genug übrigens davon — sagen Sie mir lieber, wie Ihnen dieser Ausblick hier gefällt."

In der That, die Aussicht aus der Schlucht, deren zerissene Felswände einem natürlichen Rahmen glichen, auf die aus grünen Gärten hervorwachsende Stadt war entzückend. Aber ich konnte meine gute Stimmung trotz all' der Herrlichkeit nicht wieder gewinnen, überall sah ich die glühenden Augen des Siwapriesters, und ich mußte unwillkürlich an einen gezähmten Tiger im Käfige denken. Ich sagte es Miß Elly und sie lachte mich aus. „Sie sind närrisch, Sir Gardiner. Radhapura, der keinen Wurm todt treten würde, und ein Tiger — das ist wirklich eine komische Parallele. Aber wir wollen nicht mehr von ihm sprechen, kommen Sie, es ist Zeit nach Hause zu gehen."

Elly hatte gut reden, eine Erscheinung wie Radhapura ließ sich nicht so leicht vergessen. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu ihm zurück und plötzlich befand ich mich auf dem Wege nach seiner Klause, ich wußte selbst nicht recht, warum und weshalb. Der Priester empfing mich nicht gerade unhöflich, aber doch mit großer Zurückhaltung — ich ertappte ihn wieder auf jenem stechenden Blick, mit dem er mich das erste Mal gemustert. Allmählig kamen wir in ein Gespräch, schließlich holte er sogar eine Matte für mich herbei und nahm eine Cigarette aus meinem Etui an.

Wir hatten von Benares gesprochen, aber mitten in der Unterhaltung brach er plötzlich ab, sah eine Weile stumm zu Boden und sagte dann lebhaft: „Warum ist die Lotosblume, warum ist Miß Elly nicht mit Ihnen gekommen?"

„Miß Elly weiß gar nicht, daß ich zu Ihnen gegangen bin."

Er sah mich mißtrauisch an, als ob er an der Wahrheit meiner Worte zweifle. Seine Zähne nagten an der Unterlippe, er schritt einige Male durch den Tempel, blieb wieder vor mir stehen und stieß hastig hervor: „Sie ist sehr schön! Nicht wahr, Kapitän, Ihr findet sie sehr schön?" Dann fuhr er wie im Traume fort: „Ich habe Sirha, die schönste der Bajaderen im großen Brahmatempel zu Benares gesehen. Aber was ist sie gegen die Engländerin — ein Sandkorn gegen eine Perle, Staub gegen

*) Siwa ist einer der volksthümlichsten Götter der Indier, die Personifikation der zerstörenden, aber zugleich reinigenden Naturmacht.

den Thautropfen! Ich sah Lawani, die schönste der Gemahlinnen Dschang Bahadur's, ihre Wangen waren wie Sammet — aber was ist sie gegen das fremde Mädchen! Ja, sie ist schön, und Radhapura kennt kein Weib, das er ihr zur Seite stellen dürfte in ganz Dschambudwipa."*)

Ich fand, daß es Zeit war, seinen Ergüssen ein Ende zu machen und erhob mich. Er schrak zusammen, er hatte nicht mehr an meine Anwesenheit gedacht. „Herr," rief er, „Herr, ich weiß es längst, mein Herz hat es mir gesagt, als ich Euch das erste Mal sah: Ihr wollt sie zum Weibe, Ihr wollt die Himmlische mir entführen, auf daß es wieder Nacht um mich werde wie vorher."

Der junge Mann that mir in seinem Schmerze wirklich leid. Ich versuchte seine Hand abzustreifen und sagte möglichst ruhig: „Radhapura, Ihr redet irre. Ich will Euch nicht antworten, und ich will Euch auch nicht länger zuhören." Damit wollte ich den Tempel verlassen, aber er hielt mich krampfhaft fest.

„Warum wollt Ihr mich nicht hören, da ich Euch doch einmal die Qual und das Glück meines Herzens verrieth? Geht doch hinaus und kündet es aller Welt, daß Radhapura seine Augen zu dem Licht erhob und mit dem Herzen den Verstand verlor! Sagt ihr doch, was Ihr in dieser Stunde gehört, und seht zu, ob Ihr sie nicht zum Lachen reizen könnt, geht doch hin und — nein!" unterbrach er sich und zerrte an den Schnüren seines Gewandes. „Nein, ich will nicht der fügsame Narr, ich will kein Priester mehr sein, ich will wieder der Fürstensohn meiner Heimathberge sein, ich will um sie kämpfen mit Dir! Sterben sollst Du oder ich — nur Einen von uns Beiden kann die Welt tragen!"

Das wurde mir denn doch zu bunt. Ich verließ ohne ein Wort der Entgegnung den Tempel, drinnen hörte ich ihn weiter toben und überlegte mir auf dem Heimwege, ob es nicht für ihn und auch für Elly das Beste sei, wenn ich dem Major Mittheilung über die soeben erlebte Scene machte. Ich war indessen noch nicht in meiner Behausung angelangt, als mein Diener mir entgegenkam. „Der Kurier" — es traf nur alle vier Wochen ein Regierungskurier in Katmandu ein — „der Kurier ist heute früh gekommen, und der Resident hat ein ganzes Packet Briefe und Zeitungen für den Herrn Kapitän geschickt," rief er mir zu.

Briefe und Zeitungen spielten in Katmandu ihrer Seltenheit wegen eine große Rolle, aber diesmal ließ mich die Nachricht kalt. Erst als mir daheim ein amtliches Schreiben in die Hände fiel, erwachte mein Interesse. Ich brach es mit Ungeduld und doch mit zagendem Herzen auf. Es enthielt, wie ich gefürchtet, den Befehl, mich in vier Wochen in Madras zu melden — in acht Tagen mußte ich abreisen.

Ich eilte nach dem Hause des Majors, ich las Elly den Befehl vor, ich sah, wie sie erblaßte — ich schloß sie in meine Arme und flüsterte ihr zu: „Meine Braut, meine Welt — mein Alles!" Und als dann der Vater in das Zimmer trat und erstaunt ob des sich ihm darbietenden Anblicks in der Thüre stehen blieb, flogen wir an seine Brust, und er gab uns seinen Segen.

Unsere Verlobung war ein Fest nicht nur für die englische Kolonie, sondern es schien, als ob ganz Katmandu daran Antheil nehme. Elly hatte sich Aller Herzen erobert. Dschang Bahadur sandte einen seiner Offiziere, um der Braut seine Glückwünsche darbringen zu lassen, und am Nachmittag kam der Thronfolger und brachte eine Flasche Rosenöl, das in Nepal in köstlicher Qualität erzeugt wird, für Miß Elly. Um den schlanken Hals des Fläschchens war ein kostbarer Ring gelegt.

*) Indien.

Radhapura hatte ich vergessen, die Ereignisse drängten sich zu sehr, als daß mir der Siwapriester noch der Beachtung werth hätte erscheinen sollen. Erst als mir Elly am zweiten Morgen nicht ohne einen Zug von Wehmuth eine köstliche Lotosblüthe zeigte, die sie früh auf dem Sims ihres Fensters gefunden hatte, und die von einem Dorn wie von einem Pfeil durchbohrt war, fiel Radhapura mir wieder ein.

„Das kann nur von Deinem Anbeter stammen," sagte ich, und Elly nickte lächelnd. Ich schwieg aber auch jetzt von jener letzten Begegnung mit ihm, ich mochte das Herz meiner Braut nicht beschweren.

Und nun trat das Entsetzliche ein, dessen Erinnerung heute noch mein Blut in Wallung versetzt. Wir hatten uns am Abend heiter getrennt, am andern Morgen aber, ich rüstete mich soeben zur Abschiedsaudienz bei dem Radschah, kam der Major mit verstörtem Gesicht zu mir: Elly war verschwunden. Ihre Zofe wußte, als Elly beim Frühstück fehlte, nur zu melden, dieselbe sei sehr früh ohne Hut und Sonnenschirm in den Garten gegangen. Mein Schwiegervater hatte sie dort gesucht, er war dann zu der Frau des Residenten geeilt, weil er glaubte, Elly habe dieser einen Frühbesuch abgestattet. Allein auch dort war keine Spur von der Entschwundenen!

Mein Herz krampfte sich zusammen. Wohl tauchte flüchtig die Idee in mir auf, daß meine Braut vielleicht nur einen weiteren Spaziergang unternommen habe, aber ich verwarf sie sogleich wieder: es mußte ihr ein Unglück zugestoßen sein, und schon drängte sich mir der Gedanke an Radhapura in's Herz, ohne daß ich das Entsetzliche auszudenken wagte. Aber es galt vor Allem zu handeln. Ich bat den Major, sich sofort zum Radschah zu begeben, und seine Mitwirkung zu erbitten; ich selbst eilte nach dem Lager unserer Sepoys und fand das Detachement zum Appell angetreten. Auf diese Leute konnte ich mich unbedingt verlassen, sie folgten nicht nur jedem meiner Winke, sondern sie vergötterten Elly, die stets freundliche Worte und eine offene Hand für sie gehabt hatte. Ich theilte ihnen das Geschehene mit und formirte eine Anzahl Streifpatrouillen. Mir selbst behielt ich einen kleinen Trupp ausgesuchter Soldaten zurück und begann zunächst den Park noch einmal gründlich abzusuchen.

Lange war alle Mühe vergebens, endlich aber fanden wir auf einem Grasplatz neben einer Hängematte, die Elly gern zu benutzen pflegte, einen Fleck, auf dem die Grashalme zertreten waren — hier schien ein kurzes Ringen stattgefunden zu haben. Einzelne Fußspuren führten nach dem nordwestlichen Ausgang des Parkes bis an den Bach, der aus dem Thal, in dem Radhapura's Tempel stand, herabrieselte. War es wirklich möglich, daß der Unselige, von seiner Leidenschaft getrieben, eine Entführung gewagt hatte?

Wir stürmten, ich meinen Leuten weit voraus, den Thalweg aufwärts. Bald stand ich vor dem Tempel. Ich blickte flüchtig hinein, er war leer. Aber er konnte noch nicht lange verlassen sein, der Flüchtling konnte keinen weiten Vorsprung haben, und es ließ sich wohl annehmen, daß Elly sinnen würde, seine Flucht zu verlangsamen. Inzwischen waren meine Leute herangekommen. Ich hieß sie einige Augenblicke verschnaufen und trat noch einmal in den Tempel, um in Ruhe die nächsten Maßregeln zu erwägen. Da fiel mein Blick auf das Bild Siwa's, und ich fuhr erschrocken zusammen. Hatte das Steinbild Leben bekommen? Der Gott wies mit dem Dreizack, anstatt wie sonst nach der rechten Seite des Tempels, nach der Thüre!

Und wie ich mir jetzt die Statue näher ansah, erkannte ich, daß auch ihr Gesicht nach einer anderen Seite hingewendet war, als früher. Halb mechanisch trat ich an sie heran und griff an das Postament. — Alles das lediglich einem momentanen Antrieb zu Liebe und ohne Erwartung, daß mich die veränderte Stellung des Bildes auf eine Spur leiten könnte. Wie erstaunte ich aber, als die mächtige Statue bei meinem Drucke geräuschlos und leicht nachgab — ich verstärkte meinen Druck, der Siwa drehte sich fast um sich selbst, ein bisher von ihm verdeckter Theil des Fußbodens wurde frei, eine Oeffnung, eine Treppe wurde sichtbar, die in einen tiefer liegenden Raum zu führen schien.

Dem Sergeanten winkte ich, mir zu folgen und klomm eilig die steilen Stufen hinab. Der Raum erweiterte sich, es schien eine natürliche Felshöhle zu sein, die sich noch weiter in's Gebirg hinein erstrecken mochte, denn es führten nach zwei Seiten stollenartige Gänge. Die Gänge waren dunkel, und ich bereits im Begriff, wieder hinauf zu klimmen, als der Sergeant meinen Arm leise berührte. „Herr, aus diesem Gange schimmert ein Lichtstreif, und irre ich nicht, so höre ich sprechen!"

Ich strengte meine Sinne auf's Höchste an — wahrhaftig, der Mann hatte Recht. In dem Stollen rechts leuchtete ein feiner Lichtstrahl, und ich hörte auch ein leises Flüstern — oder waren es nur fallende Wassertropfen? Möglichst geräuschlos tastete ich mich den Gang entlang. Der Lichtstrahl schien sich allmählich zu verstärken, das Flüstern wurde deutlicher — da fuhr ich plötzlich zusammen. Das war Radhapura's weiche Stimme, ein Irrthum war unmöglich! Mich an die Wand drückend, lauschte ich angestrengt. Es glich fast einem Gesang, was ich hörte — einem schwungvollen Liede: „Die Lotosblume blüht in einem großen Wasser, unerreichbar dünkt sie dem Wanderer, der bewundernd am Ufer steht. Aber Radhapura fürchtet nicht die Wogen und nicht die Gefahr, er stürzt sich in die Fluthen und raubt sich die Lotosblume — denn er liebt sie. Und auch die Lotosblume wird ihn lieben lernen, denn sie wird fühlen, daß Niemand sie heißer lieben konnte, als Radhapura, der Fürstensohn. Hörst Du mich, Lotosblume?

Geliebte meiner Seele, Stern meines Himmels, warum schweigst Du?" fuhr er leidenschaftlicher fort, „Du zürnst mir, Licht meiner Augen, aber ich werde die Zornesfalte hinweg küssen —"

Wie ein Rasender stürmte ich vorwärts, meine bebenden Hände schlugen den Teppich, der den Gang abschloß, auseinander. Welch' ein Anblick bot sich mir! Da lag die Heißgeliebte auf einer Matte im mattbeleuchteten Hintergrund des Raumes, blaß wie der Tod, und vor ihr kniete mit Wahnsinn sprühenden Augen der Unglückliche, umklammerte ihre Hände und beugte sich über das holde Antlitz.

Ich sprang hinzu, riß Radhapura zurück, schon war auch mein Sergeant zur Stelle und warf sich auf den Tobenden.

Elly hatte mich angeschaut wie eine Erscheinung. Erst als ich sie an meine Brust zog, schien sie aus ihrer Lethargie zu erwachen.

Sie umschlang mich innig „James, mein Geliebter!" flüsterte sie mir zu, dann sank sie auf's Neue in tiefe Ohnmacht.

Radhapura war nicht ohne heftigen Widerstand überwältigt worden. Der Unglückliche tobte noch in seinen Fesseln und forderte mich bald mit haßerfüllten Worten zum Kampfe heraus, bald flüsterte er wieder süße Liebesworte, als kniee er noch immer an Elly's Lager — es war klar, der Wahnsinn, der wohl schon lange in ihm geschlummert, war mit unheimlicher Gewalt zum Ausbruch gekommen.

Ich trug Elly nach oben und bettete sie draußen unter einer mächtigen Platane. Einige flinke Sepoys schickte ich nach der Stadt, um eine Tragbahre und den Arzt zu holen, sowie um den Major zu benachrichtigen. Während

ich aber noch um Elly beschäftigt war, sollte sich der tragische Schlußakt des ergreifenden Ereignisses abspielen. Der Sergeant hatte Radhapura mit Hilfe einiger Soldaten nach oben gebracht, der Unglückliche stand inmitten einer Gruppe meiner Leute und blickte starr über das Tempelportal hin. Ich hatte dem Korporal zugerufen, ihn nach Katmandu zu führen und dem Stadtrichter zu übergeben, die Sepoys lösten deshalb den Shawl, mit dem seine Füße gefesselt waren. Er ließ Alles wie willenlos über sich ergehen. Da fiel sein Auge plötzlich auf die schäumenden Kaskaden des Wasserfalles, die wie von einem Nebelschleier umhüllt über die Felsen herabbrausten. Er richtete sich auf, sein Auge leuchtete, jeder Muskel seines Körpers schien sich zu spannen. Und ehe die Sepoys zuzufassen vermochten, riß er sich mit gewaltiger Kraft los und raste im tollen Lauf den Felsen hinan. Wohl eilten die erschrockenen Leute nach, aber ehe die Vordersten ihn erreichten, hatte er die Höhe des Wasserfalls erreicht, ich sah, wie er die gefesselten Arme gen Himmel erhob und dann sprang er mitten in die Wellen hinein, die zischend über dem Opfer zusammenschlugen.

Meine Braut kam allmählig zu sich, und hatte glücklicher Weise von dem schrecklichen Ereigniß nichts bemerkt; bald langte auch mein Schwiegervater mit dem Arzte an, und wir geleiteten Elly vorsichtig nach Hause. Jede Erinnerung an das Vorgefallene sollte nach der Anordnung des Arztes vermieden werden.

Wochen vergingen, ehe die Geliebte sich erholte. Ich hatte mir natürlich Urlaub geben lassen und blieb vorläufig in Katmandu — um nichts in der Welt hätte ich mich jetzt von Elly trennen können. Nach Wochen erst erfuhren wir aus ihrem Munde den ganzen Hergang, freilich deckte sich ihre Erzählung ja fast völlig mit dem, was wir uns längst selbst gesagt hatten. Radhapura war an jenem Unglücksmorgen plötzlich aus dem Gebüsch vor ihr aufgetaucht, um sich ihr zu Füßen zu werfen. Sie hatte, von der wahnwitzigen Leidenschaft seiner Worte und seines Wesens erschreckt, entfliehen wollen; da hatte er sie in seine Arme geschlossen, die leichte Gestalt in die Höhe gehoben, und war in schnellem Lauf dem Ausgang des Parkes zugeeilt. Der Schreck lähmte Elly's Sinne, und als sie zu sich kam, fand sie sich in jener unterirdischen Höhle wieder. Sie erkannte bald, daß sie einen Wahnsinnigen vor sich habe, und dies Bewußtsein steigerte ihre Angst auf's Höchste; es war hohe Zeit gewesen, daß ich endlich, durch die falsche Stellung des Götterbildes geleitet, das Radhapura vergessen hatte, in seine normale Lage zurückzudrehen, ihre Befreiung zu bewirken kam.

Ein Vierteljahr später wurden wir Mann und Weib. Aber die Gesundheit meiner Elly hatte durch jene tiefe Erschütterung schwerer gelitten, als selbst der Arzt anfangs gemeint hatte. Die Gestalt des unglücklichen Radhapura wollte nicht aus ihrer Erinnerung entschwinden, und sein entsetzliches Loos, das ihr ja nicht verhehlt werden konnte, warf stets einen Schatten auf unser Glück, das sonst vollkommen gewesen wäre."

Der Kapitän erhob sich: „Der Steuermann winkt — die Kanaleinfahrt ist in Sicht. In zwei Stunden können wir in Suez sein, dort finde ich Briefe von meiner Frau: gottlob, mein Herz sehnt sich nach Nachrichten der Liebe, den Vorboten des Wiedersehens!" —

Als ich dann in London das gastliche Haus Sir James Gardiner's betrat, fand ich zwei glückliche Menschen. Auf dem lieblichen Gesicht der jungen Frau lag freilich noch ein leiser Zug der Schwermuth — ich wußte wohl, was er bedeute: es war die Erinnerung an den Höhlentempel von Katmandu, es war der Schatten Radhapura's, des Siwapriesters.

Humoristisches.



Feiertagsvorzug.

Frau: Anna, was ist das für ein ruppiger Geselle, mit dem Du vorhin so lange sprachst?

Dienstmagd: Das ist mein Alltagsgeliebter, für Sonntag hab' ich schon einen besseren.



Beim Hippopotamus (Nilpferd).

Bäuerin (einen Herrn fragend): Was ist denn das für ein Thier?

Herr (sich versprechend): Das ist das Hippopodagra.

Bäuerin: Nun ja, das muß es wohl sein, was hat das arme Thier auch für geschwollene Beine.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

In der Oper. — Kind, auf den Kapellmeister zeigend: „Mama, warum schlägt der Mann nach der Dame mit dem Stock?" — Mutter: „Er schlägt sie ja nicht." — Kind: „Ja, warum schreit sie denn so?" [v. P.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 24:
Der Fuchs ändert den Balg und behält den Schalk.

Charade.

Die Erste nennt ein wildes Thier,
Die Zweite bieten Bäume Dir;
Das Ganze ist gleich sehr beliebt
Bei dem Civil und Militär,
Weil es bedingte Freiheit giebt,
Und zu errathen nicht so schwer. Adolf Nagel.

Auflösung folgt in Nr. 26.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11 ein Punkt in jedem festen Körper. 2. 3. 8. 6 eine Stadt im Kanton Graubünden. 3. 5. 9. 9. 5 ein nützlicher Vogel. 4. 5. 1. 5. 6 ein deutscher Fluß. 5. 1. 2. 3. 5 ein Baum. 6. 8. 7. 6. 5. 2. 3. 11 ein männlicher Vorname. 7. 8. 9. 1. 2. 3 ein geistiges Getränk. 8. 3. 8 ein Raubvogel. 9. 5. 8. 4. 5. 6. 10 eine deutsche Insel. 10. 6. 8. 7. 7 ein verdienter deutscher Industrieller. 11. 3. 5. 6. 5. 1. 5 ein weiblicher Vorname.

Auflösung folgt in Nr. 26. Heinrich Vogt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 24:
Hummer, Nummer, Kummer.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.